

MATERIALIEN UND BERICHTE

Brno liest Leipzig! Eindrücke von der Buchmesse 2010

Am 18. März 2010 machte sich eine Gruppe Brüner Germanistikstudierender auf den Weg zur Leipziger Buchmesse, begleitet von zweien, die Leipzig schon länger kennen: der DAAD-Lektorin und -Sprachassistentin. Ausgerüstet mit einem selbst geschriebenen Exkursionsreiseführer über Germanisten und Schriftsteller, die mit Leipzig verbunden waren oder sind, vielen Fragen und gewaltigem Bücherhunger erreichten wir am Nachmittag die Buchstadt Leipzig. Ein kurzer Rundgang durch die Stadt fand seinen Höhepunkt auf dem City-Hochhaus. Leipzig lag wie ein aufgeschlagenes Buch vor uns, so dass wir schon einen ersten Blick auf verschiedene Seiten werfen konnten. Im Zentrum, gleich am Fuße des Hochhauses, war die Hainstraße ganz deutlich zu erkennen, in der Theodor Fontane als Apotheker gearbeitet hatte. Fern im Norden konnten wir das Messegelände erahnen, das eigentliche Ziel der Reise, das am nächsten Tag mit seinen Bücherschätzen und Schriftstellergrößen näher in Augenschein genommen werden sollte. Im Osten lag Reudnitz im Nachmittagslicht, Heimat des Leipziger Nachwuchsschriftstellers Clemens Meyer, der am Abend in der noch näher gelegenen Moritzbastei lesen würde. Die Eintrittskarten knisterten schon in unseren Taschen. Doch zunächst geriet südwestlich des Zentrums noch die Universitätsbibliothek mit dem Geisteswissenschaftlichen Zentrum der Universität in unser Blickfeld, Wirkungsstätte derer, die literarische Werke nicht komponieren, sondern sie wieder in ihre Einzelteile zerlegen, diese hin und her wenden, analysieren, kommentieren, interpretieren – kurz, der Germanisten.

Die Sprachwissenschaftlerin Irmhild Barz Agnes Goldhahn

Mit einer dieser Germanistinnen hatten wir kurz vorher auch Kontakt aufgenommen. Ihre Werke waren uns längst präsent, so zum Beispiel ihre Kapitel in der Duden-Grammatik oder ihr Buch zur Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache (Fleischer/Barz ³2007). Doch kaum einer wusste, welch sympathische Person sich hinter dem Namen verbarg. Eine Studentin traute sich, per E-Mail zu fragen, und plötzlich wurde für uns die gelegentlich trockene Sprachwissenschaft lebendig. Morpheme, Sememe und Phoneme sind nicht in erster Linie dazu da, Germanistikstudenten zu peinigen, sondern sie sind die Leidenschaft solcher Menschen wie Frau Barz, die den größten Erfolg ihrer Tätigkeit darin sehen, Studierende für die Details der Sprache zu begeistern und besonders ausländischen Studierenden etwas Licht ins Dunkel des deutschen Sprachsystems zu bringen. Wenn man sich nun mit der Duden-Grammatik auf die Morphologieprüfung vorbereitet, und sich dabei eine durchs Rosental spazierende Professorin vorstellt, erscheinen Verbalsubstantive und Flexionsmorpheme doch gleich in einem ganz anderen Licht. Auch die Zeichentheorie von de Saussure lässt sich viel besser behalten, wenn man sich vorstellt, wie der berühmte Sprachwissenschaftler im ältesten Leipziger Kaffeehaus „Zum arabischen Coffe Baum“ im Kreise der Junggram-

matiker saß und seine Theorien diskutierte. Für mich war es Frau Barz, die mich zu Beginn meines Germanistikstudiums in Leipzig mit diesen bekannt machte, und bei der diesjährigen Exkursion erfuh ich von meinen Studenten, wie Leipzig und de Saussure zusammenhängen, wie folglich de Saussure und ich zusammenhängen! Wir haben in derselben Stadt studiert.

Doch das Ziel unserer Reise war nicht in erster Linie die Sprachwissenschaft. Es war die Literatur. Und in die Welt der Bücher und Autoren wollten wir gleich noch am ersten Abend eintauchen.

Als ich träumte...

Kristina Wermes

Ich stehe auf den Treppen der Leipziger Moritzbastei und warte. Der Raum und auch alle Stufen, die zu ihm herab führen, sind prall gefüllt mit Menschen, mit Stimmen und Biergläsern. Hinter mir ruft es: „Da muss man sich doch einfach mal durchdrängeln.“ und schon habe ich einen Ellbogen in der Seite und einen fremden Fuß auf meinem Schuh. Aha – das ist also Clemens Meyer. Soweit die erste Begegnung. Ich lehne mich an die Wand, nachdem auch ich irgendwann den Oberkeller erreicht habe. Clemens Meyer, in einem Artikel der Welt als „Macho-Poet“ betitelt, sitzt auf dem Podium und wartet auf den Beginn seiner Lesung. Ich bin gespannt, schließlich ist dieser Mann mittlerweile bekannt wie ein bunter Hund und ich mag seine Geschichten.

Die Lesung beginnt – Clemens Meyer liest aus seinem soeben erst erschienenen Buch „Gewalten“ den Text „German Amok“. Seine Stimme ist angenehm, der Inhalt des Textes verstörend. Es geht um einen Amoklauf an einer Schule – in Deutschland erst 2009 geschehen – alles ist aus der Ich-Perspektive geschrieben. Die Zuhörer werden lange Zeit im Dunkeln darüber gelassen, dass es sich hierbei nur um einen fiktiven Amoklauf innerhalb eines Computerspiels handelt. Ich bin am Ende beinahe erleichtert, dass alles auf einer virtuellen und nicht realen Ebene spielt.

Wer ist dieser Mensch auf dem Podium, dieser Clemens Meyer, der den Fotografen anherrscht, weil ihm scheinbar das Klick-Klick des Apparates auf die Nerven geht und über den bereits so gut wie alle überregionalen deutschen Zeitungen berichtet haben? Geboren ist er 1977 in Halle, eine enge Verbindung hat er aber vor allem zu Leipzig. Nicht nur lebt er heute in der Stadt, sondern er hat hier auch am renommierten Deutschen Literaturinstitut, welches bereits 1955 ins Leben gerufen wurde, studiert. In seinen Texten, v.a. im Roman „Als wir träumten“ spielt Leipzig, spielt seine Jugend in der Stadt immer wieder eine Rolle. Die Leipziger Buchmesse zeichnete Meyer sodann auch 2008 mit dem Preis der Leipziger Buchmesse aus. Ein gegenseitiges Geben und Nehmen also. Clemens Meyer empfängt Preise und gibt der Stadt einen weiteren bekannten Schriftsteller, einen, der vor lauter Ruhm fast schon arrogant wirken mag.

Bei Clemens Meyer geht es aber nicht um berühmte Personen, sondern vor allem um diejenigen, die nichts vom Kuchen abbekommen, um die gewöhnlichen Menschen, die er in seinen Werken porträtiert. Aus seinen Texten lässt sich schließen, dass er ein aufmerksamer Beobachter ist, der es versteht, seine Leser und Hörer in den Bann zu ziehen. So wie mich und viele andere gewöhnliche Menschen auf der Leipziger Buchmesse 2010.

Kaffee und Buch. In Leipzig.

Martina Frolcová

Ein Tag später. Wir sitzen im Leipziger Café TELEGRAPH. Es reichen genau fünf Wörter und eine Tasse Kaffee mit Milch steht vor jedem von uns. Meistens gehen die Menschen bei der Auswahl in einer unübersichtlichen Menge an Kaffeesorten verloren, doch hier wird der braune vorzügliche Trunk gänzlich unberührt von einem anderen zusätzlichen Geschmack angeboten. Ein Kaffee aus Kaffeebohnen. Keine Schleichkatzen.

Schleichkatzen? Diesen asiatischen katzenartigen Tieren begegnet man als LeserIn in dem neuesten Roman *Das schöne und das Notwendige* von der jungen österreichischen Autorin Andrea Grill, die sich bereits mit ihren ersten zwei Prosatexten *Der gelbe Onkel. Ein Familienalbum* und

tränenlachen in der deutschsprachigen Literaturszene etabliert hat. Bei diesen indonesischen Geschöpfen können sich nämlich die KaffeeliebhaberInnen für einen exklusiven Geschmack ihres Lieblingsgetränks bedanken. Denn im Kot der Schleichkatzen, die im Dschungel Kaffeebohnen fressen, sind die kleinen dunklen Kügelchen wiederzufinden. Nach einem längeren Prozess gewinnen sie ein neues raffiniertes Aroma. Dieser Umstand übt auch auf die beiden Protagonisten des Romans, deren wirtschaftliche Lage auf wackligen Beinen steht und die deshalb zu Geld kommen wollen, einen gewissen Reiz aus. Hand in Hand mit der Schleichkatze, denn Geld stinkt doch nicht.

Im Vergleich zu den zweien, die in die duftende Kaffeewelt erst eintauchen werden, schleichen wir langsam aus ihr heraus, nehmen Abschied vom Kaffeehaus TELEGRAPH und schreiten erneut und erfreut in die Welt der Leipziger Buchmesse hinein.

Sein Jenseits? Vojtěch Trombik

Gleich hinter dem Eingangstor in der Glashalle steht ein auffällig blaues Sofa, auf dem jedes Jahr eine nach ihm benannte Reihe von Gesprächen mit bekannten Schriftstellern stattfindet. Vor einem Jahr saß auf diesem blauen Sofa in der Glashalle Günter Grass als *der* deutsche Schriftsteller. Als er 1999 den Nobelpreis für Literatur bekam, quittierte dies der bekannteste deutsche Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki mit den Worten: „*Wenn Sie einen Augenblick überlegen, welche Möglichkeiten es jetzt, außer Grass, noch gab, dann fällt Ihnen ein Stein vom Herzen, dass gerade er ihn bekommen hat. Soll ich etwa Namen nennen?*“ Und er hat tatsächlich Namen genannt: „*Stellen Sie sich vor: Martin Walser wäre der Preis zugefallen, das wäre ein schwerer Schlag für mich. Oder gar dem dümmlichen Peter Handke! Eine Katastrophe. In Stockholm ist allerlei möglich. Grass – immerhin!*“

Dass heuer Martin Walser auf das Blaue Sofa eingeladen wurde, mag als Zufall gelten, die Verzögerung hat sich aber jedenfalls gelohnt, denn Walser konnte persönlich auf das zehnjährige Jubiläum des Blauen Sofas mit einem Glas blauen Sekts anstoßen. Und wahrscheinlich hat er sich dabei sehr wohl gefühlt, ja wie im eigenen Wohnzimmer, denn nur wenige Stunden zuvor hatte ihm seine Tochter Alissa den Platz auf dem Sofa angewärmt.

Wolfgang Herles gelang es wunderbar, während des Gesprächs alte Wunden der Walser-Ranicki-Beziehung aufzureißen. Martin Walser zeigte hier seinen immer noch lebhaften Enthusiasmus für Literatur mit einer kontrastierenden Ausgeglichenheit eines alternden Schriftstellers, die er unter anderem in seiner jüngsten Novelle „Mein Jenseits“ zum Ausdruck bringt.

Eine solche Begegnung mit *dem* deutschen Schriftsteller ist zweifellos eine Art literarisches Erlebnis. Der Autor ist doch nicht tot, möchte man sagen.

Ein 20-jähriger Apotheker in Leipzig Richard Guniš

Das Jahr 1841, Leipzig, Hainstraße, Adler-Apotheke – der 20-jährige Lehrling Theodor Fontane kommt in die Stadt:

„Ich war ganz benommen und möchte behaupten, daß, soweit Architektur und Stadtbild in Betracht kommen, nichts wieder in meinem Leben einen so großen, ja, komisch zu sagen, einen so berausenden Eindruck auf mich gemacht hat wie dieser in seiner Kunstbedeutung nur mäßig einzuschätzende Weg vom Post- und Universitätsplatz bis zur Hainstraße.“

Es gibt zwei Gründe, wieso sich Fontane für den Apotheker-Beruf entscheidet. Es ist seines Vaters Wille und Beruf. Ein anderer Grund liegt nicht vor. Darum ist es auch nicht verwunderlich, dass der junge Mann ein Doppelleben führt:

„Mit jener nur der Jugend eigenen Unverwüstlichkeit setzte ich es durch, bei Tage Geschäftsmann, bei Nacht ein Mittelding von Student und Literat zu sein.“

Diese Mittelding-Existenz wartet nur auf die erste Verführung. Umgeben von Burschenschaftlern, gelobt von Schriftstellern siebenten Ranges, entschließt er sich letztendlich auf seinen Lehrberuf zu verzichten:

„Einer, mein besonderer Protektor, bot mir die Redaktion eines belletristischen Blattes an, und ich, ehrlich genug, um auch andere für ehrlich zu halten, schlug ein, kündigte meine Stellung und war fest entschlossen, wie fast jeder Zweieundzwanzigjährige, der das Leipziger Pflaster tritt, unter die Literaten zu gehen.“

Der Protektor erweist sich als „Lump“, das Angebot geht in die Brüche, wofür Fontane im Rückblick den Göttern dankt. Er will die einmal gekündigte Stellung nicht wieder aufnehmen und kehrt zurück in sein Elternhaus. Er fängt an Medizin zu studieren. Den Apothekerberuf wird er später trotzdem ausüben. Die Zeit in Leipzig, das Fontane „...damals gleichbedeutend war mit Himmel und Seligkeit“, ist nach zwei Jahren vorbei.

Der Schriftsteller aber bleibt der Nachwelt durch das Festhalten am Apothekerberuf erhalten. Nicht, weil Fontane ein Künstler wird, sondern weil er ein Bürger bleibt, der Gesellschaftsromane schreibt, die dem Bürgertum den Spiegel vorhalten, werden seine Bücher noch immer gelesen. Jede gut situierte Familie braucht ihren Hausarzt. Fontanes Bücher werden noch immer gelesen und Aspirin wird auch noch immer ausgegeben. Der Dichter als Apotheker. Das Werk als Diagnose. Das Buch als Arznei.

Schlussteil

Richard Guniš

*Die Stadt ist ein merkwürdig Gewebe,
manchmal verfängt sich eine Messe drin,
die quillt und gärt dann viele Jahre,
bis alle Sinne vernebelt sind.*

Ein Spaziergang durch die Stadt ist immer eine Zeitreise. Die Geschichte rückt näher wie die Häuser in den Gassen, die Passagen geben Einsicht in verschüttete Tatsachen und die Kirchenportale wölben sich nach oben um Raum zu schaffen für die Einbildungskraft. Manchmal springt uns die Geschichte aber auch an, rüttelt uns aus dem Schwärmen auf und sagt: „Es gibt keine Geschichte hier, nur Gegenwart.“

So könnte man den ganzen Spaziergang durch Leipzig in der Nikolaikirche anfangen. Hier geht doch die Geschichte Hand in Hand mit unserer Gegenwart, die jetzt schon mehr als 20 Jahre dauert und auch das Gesicht der Stadt Leipzig grundsätzlich verändert hat. Was das für ein Gesicht ist? Vom Dach des City-Hochhauses, am Ankunftstag, die Nachmittagssonne des späten März im Gesicht, bei starkem, aber angenehmem Wind und nach diesem unendlichen Winter, ein schönes. Überall breite Ebene, südlich der Glanz des Cospudener Sees, der die Augen immer wieder zum Hinschauen reizt, grüne Parkanlagen, die Adern des Bahnhofs und die Narbe des City-Tunnels, bei dem sich alle Leipziger, die ich kennengelernt hatte, darauf einigen, dass sein Bau nicht notwendig war – das alles ergibt eine abwechselnde Vogelperspektive. Wie ist es aber unten?

Auf jeden Fall lauter. Der noch nicht recht warme, aber bereits erkennbare Frühling, die Massen der Messebesucher und das unverwechselbare Summen der Heizpilzköpfe unter den großen Schirmen der Cafés, die sich wie Zelte durch ganze Gassen hinziehen – das ist die Kulisse, durch die man durchgeht, bis man angehalten wird um fotografiert zu werden, oder selber ein Photo zu schießen. Von unterschiedlichen Seiten kommen immer wieder große Namen herbeigezogen – Goethe, Schiller, Fontane, Lessing – und bleiben an den Häusern wie Zierrat haften, während man sich tiefer in die Jacke einhüllt und sich fragt, was gerade der Herr da für einen Kaffee trinkt.

Und immer wieder Musik. Zuerst die Bachsche, das ist klar, die Motetten und der Thomanerchor, geistliche Musik. Dann ein großer Sprung ins 19. Jahrhundert, Romantik, der junge Robert Schumann mit seinen frühen Klavierwerken – Carnival, Papillons, Kreisleriana – die Davids-

bündler werden ins Leben gerufen, ein Bund voller romantischer Phantasie mit Geheimnamen und Doppelexistenzen, Schumann als Florestan und Eusebius gleichzeitig, Klara Wieck und Chiara gleichzeitig liebend, die ein und dieselbe sind. *Zum Arabischen Coffe Baum* wird der Treffpunkt dieser musikalischen Avantgarde, die tanzend und trinkend durch Leipzig zieht, weltliche Musik, Tänze und Nottornos. Und im Leipziger Gewandhaus der junge Felix Mendelssohn Bartholdy, der hier das erste Mal die 9. Sinfonie von Schubert aufführen wird, die große in C-Dur. Entdeckt wurde sie von Schumann in Wien, geschenkt von Schuberts Bruder Ferdinand. Ein so großer Sog geht von dieser Musik aus, dass es nicht verwunderlich ist, dass Mahler seine 1. Symphonie in Leipzig schrieb. Mit ihm schließt die romantische Epoche und öffnet sich gleichzeitig der Moderne.

Leipzig selbst ist eine Stadt der Auf- und Abbrüche. Im 19. Jahrhundert das Klein-Paris, das seine Leute bildet, nach und nach an Bedeutung verlierend, ist es in Vergessenheit geraten und zu einer weiteren grauen Stadt des Ostblocks geworden. Jetzt, zwanzig Jahre nach 1989, öffnet sie sich wieder. Vielleicht war die Rede von den blühenden Landschaften doch nicht umsonst gesprochen. Um mit Goethe zu schließen, hier ein Zitat aus dem unsterblichen Faust:

„Uns ist ganz kannibalisch wohl, als wie fünfhundert Säuen!“

